

Ein Brief aus Amerika

Autor(en): **A.H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **39 (1945)**

Heft 9

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-138654>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ihn am Werke und im Kampfe fahen, *getan* hat, doch das gestanden hat, was er *war*. Und gerade in dem, was er *war*, können wir ihn fast noch schwerer entbehren als in dem, was er *getan* hat.

Darf ich noch zum Schlusse von dem für mich Ergreifendsten reden, was uns in diesem Manne entgegengetreten ist? Es war seine bewußte Hinwendung zu dem Heiligen, dem sein ganzes Leben gedient hatte, in der Gestalt des Glaubens an seine letzte Quelle. Ich darf vielleicht, wahrlich nicht aus Eitelkeit, erwähnen, daß mein Buch über die Gleichnisse Jesu oder, sagen wir bescheidener und richtiger, die Gleichnisse Jesu, wie sie ihm durch meine Auslegung nahetraten, auf ihn einen überwältigenden Eindruck machten, einen Eindruck, wie ihm nach seiner Aussage noch kein Buch gemacht habe. Und so ergoß sich überhaupt gegen das Ende dieses Lebens der „Morgenglanz der Ewigkeit“ immer heller und stärker in daselbe. Zugleich war es über den Völkern aufgehendes Licht, was sein scheidender Blick grüßen durfte: San Franzisko und die englischen Wahlen. Und wenn die Sonntagsglocken läuteten, als er sein irdisches Auge schloß, so dürfen wir dies als Symbol dafür auffassen, daß Christus immer wieder seine reinsten und treuesten Jünger auch dort findet, wo kein christliches Credo herrscht.

Es ist eine Beraubung, die wir mit diesem Tode erfahren haben; er ist zu früh gekommen, zu früh — und doch: haben wir den Geschiedenen denn verloren?

Leonhard Ragaz.

Ein Brief aus Amerika

„Und nun wünsche ich Ihnen, daß Sie sich wohl fühlen möchten in unserm Lande und einst gute Bürger der Vereinigten Staaten werden.“

Mit diesen Worten schüttelte uns der Beamte des Einwanderungsbüros in New Orleans kräftig die Hand und entließ uns, nachdem das letzte der vielen Verhöre zufriedenstellend beendet war.

Was für gute Worte! Zum erstenmal nach langer Zeit waren wir beiden Weltwanderer, meine Tochter und ich, wieder als normale Menschen angesprochen worden, denen man Vertrauen und Achtung entgegenbringt, nachdem wir zwei Jahre lang für die Behörden immer Verdächtige gewesen und zeitweise wie Verbrecher behandelt worden waren.

Hier, auf dem Boden der Vereinigten Staaten, im Lande Roosevelts, wehte uns eine andere Luft entgegen. Nach einer dreitägigen Fahrt auf einem chilenischen Schiff waren wir am Südende des Landes in der von Franzosen gegründeten und bekannten Stadt an der Mündung des Mississippi gelandet.

Die Ueberfahrt durch den Golf von Mexiko war ein Wagnis gewesen. Es war damals, im August 1942, die Zeit, wo zahllose deutsche Unterseeboote diese Gewässer unsicher machten. Treibstoff erhielten sie durch Verräter an einem einsamen Platz der südamerikanischen Küste. So konnten sie Angriffe auf Mexiko und die Antillen machen und Schiffe versenken. Zwar gehörte unser Schiff einem zur Zeit noch neutralen Lande. Aber was bedeutete den Nazis die Neutralität, wenn sie etwas als nützlich für Deutschland und für ihren Krieg erachteten! Die amerikanischen Flugzeuge, die den Golf nach allen Richtungen überflogen, waren für die Unterseebootführer ein kräftigerer Grund zur Zurückhaltung als der Respekt vor der Neutralität. Sie begleiteten in Scharen einen Convoi von 17 amerikanischen Kriegsschiffen, der in östlicher Richtung an uns vorbeifuhr.

Auf dem Schiff war eine alte, fromme Engländerin, die jedesmal bei den gemeinsamen Mahlzeiten laut für sich und alle Mitreisenden ein Dankgebet für den bisher gewährten Schutz sprach und um weitere gnädige Behütung flehte. Ihre Bitten waren erhört worden.

Welch ein Gefühl es war, als wir frei und ungehindert durch eine interessante fremde Stadt spazieren durften, das läßt sich nicht in Worten ausdrücken. Die Hauptstraße von New Orleans wimmelte von Soldaten. Was für riesenlange, von Gesundheit strotzende blonde und blauäugige Kerle waren das! Hitler würde vor Neid platzen, wenn er sie sähe. Und wie tadellos die Uniformen — das Beste vom Besten!

Die Menschen waren aufgeregt. Etwas Besonderes war geschehen. Quer über die Straße waren Bänder gespannt mit der Aufschrift: „Die zweite Front ist eröffnet! Engländer und Kanadier in Dieppe gelandet!“

(Diese Landung, die von den Deutschen blutig zurückgeschlagen wurde, erwies sich später als ein Pyrrhusieg für sie und für die Alliierten als ein zwar mißglücktes, aber sehr lehrreiches Experiment.)

Unfere Freude an all dem Neuen war gedämpft durch große Ermüdung, verstärkt bei mir durch einen kranken Fuß und ebenfalls durch die schwüle Glut, die die Region der breiten gelben Wassermassen des Mississippi während des Sommers belastet.

Deshalb verzichteten wir darauf, die Sehenswürdigkeiten der Stadt anzuschauen, und machten uns so schnell wie möglich für die Reise nach Kansas City, unserm Ziel, fertig.

Natürlich hatten wir nochmals und endlich zum letztenmal unsere sieben Koffer und Rucksäcke auf dem Zollamt zu öffnen. Es ging leicht und schnell ab. Nur ein 15 cm langes Stück Zuckerrohr, das wir als Kuriosität von Kuba mitgenommen hatten, wurde beschlagnahmt, da das Landesgesetz die Einführung von Zuckerrohr verbietet.

Das Eisenbahnabteil, in dem wir Platz fanden, war ein langer Raum mit etwa 100 bequemen Polsterfitzen, je 50 auf den beiden Seiten, die ein breiter Mittelgang trennte. Ehe wir zu ihm gelangt waren, hatten wir durch ein anderes, ebenso komfortabel ausgestattetes Abteil zu wandern, in dem nur „colored people“ — farbige Leute — saßen. Also strenge Trennung der Neger von den Weißen! Wie seltsam und wie inkonsequent in diesem Lande, wo wir so freundlich und menschlich empfangen waren!

In Kansas City erwartete uns unser Gastgeber, mein 33jähriger, in Amerika geborener Neffe Ted, mit seinem dreijährigen Tom auf dem Bahnhof. Ted, auch ein blonder Hüne, der Kleine scheu, aber sehr neugierig. Mit dem Auto ging es durch die von bunten Reklamelichtern erleuchtete Stadt 8 Meilen (etwa 12 km) zum Vorort, wo das Haus unserer Verwandten zwischen zahlreichen ähnlichen, aber niemals gleichen Einfamilienhäusern lag.

Ich will Euch lieben Freunden in der Schweiz nun keine Einzelheiten über Persönliches, das wir während der fünf Monate im Hause unserer Verwandten erlebten, erzählen und darüber nur allgemein sagen, daß wir dort viel von den verlorenen Kräften wiedergewinnen konnten, daß wir unendliche Freude an den zwei hochbegabten, reizvollen Kindern hatten und auch die Genugtuung, der durch Mangel an Hilfskräften überlasteten Hausfrau wesentlich helfen zu können. Mit meinen Berichten beabsichtige ich, mich auf das zu konzentrieren, was mir als charakteristisch für Amerika erscheint, auch Seiten zu beleuchten, über die man im allgemeinen durch die Presse nichts erfährt.

Ich will beginnen mit einigen unbedeutenden, aber doch lehrreichen Aeußerlichkeiten.

Wir merkten bald mit vergnügter Ueberraschung, daß wir Leute aus Deutschland fast die einzigen waren, die „yes“ sagten, wenn sie „ja“ meinten, daß da-

gegen die Amerikaner „ja“ sagten, wenn sie „yes“ meinten. Wie das gekommen war, konnte uns keiner sagen; auch nicht, wie man denn dieses „Ja“ schreibt. Einige buchstabierten es „ya“, andere „yah“. Es muß sich wohl unmerklich eingeführt haben durch die vielen Leute deutscher Abstammung, die sich nach den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Kansas City niedergelassen hatten, durch die Greiner und Müller und Wegeman, und wie sie alle heißen. Später merkten wir, daß auch in andern Teilen der Vereinigten Staaten das Ja dem Yes vorgezogen wird, vielleicht auch, weil es sich leichter spricht.

Kansas City, eine Doppelstadt des sogenannten Mittelwestens, liegt mit 400 000 Einwohnern im Staat Missouri und mit 130 000 Seelen im Staate Kansas, in einer Gegend, wo sich früher meilenweit Prärien erstreckten, die jetzt zum großen Teil als gutes Kulturland große Teile des Landes mit Getreide, Obst, Milchprodukten und Fleisch versorgen.

Wie jede amerikanische Stadt besteht Kansas City aus der Innenstadt (in England „the City“, hier „downtown“ genannt) mit ihrer Hauptstraße, den gleich- und querlaufenden Geschäftsstraßen und den Wohnvierteln, die sich in mehreren grünen Gürteln um den Innenkern lagern. Fern vom Stadtgetriebe wächst hier Amerikas Jugend wie auf dem Lande auf: Grün und Blumen überall.

Was unser Erstaunen erregte, war, daß die Vegetation in dieser ungefähr auf dem 40. Breitengrad gelegenen Gegend (südlicher als Neapel) im wesentlichen die gleiche ist wie im gemäßigten Klima von Mitteleuropa: Eichen, Linden, Ahorne, Nadelhölzer; die gleichen Bäume, Sträucher und Blumen. Strahlende Sonnenblumenfelder, das fast metallisch glänzende Rotgold der herbstlichen Ahornbäume entzückten den Blick. Sommer und Herbst sind sehr heiß. Der Winter gibt an Kälte und Schneemenge dem norddeutschen Winter nichts nach. Weiße Weihnachten sind die Regel.

Die Wohnhäuser des Mittelstandes (nicht nur in Kansas City, sondern durch das ganze Land) sind in den Grundzügen nach einem Schema gebaut: Im Erdgeschoß Küche mit Speise- und Wohnzimmer, im Obergeschoß die Schlafstube mit Badezimmer, im hellen, luftigen Keller die Wirtschaftsräume: Wäscheraum mit modernen Maschinen, Heizraum mit dem Zentralofen. (Telephon und Radio sind auch bei den Unbemittelten zu finden.)

Meine Nichte hatte das Glück, für eine kurze Zeit eine Negerin zu finden, die einmal in der Woche zum Gründlichreinemachen kam. Die Frau hatte Telephon und kam im eigenen Auto.

Ja, die Negerfrage! Die interessierte mich vorerst am brennendsten. Die befagte Putzfrau meiner Nichte war ein äußerlich und innerlich kultiviertes Wesen, durchaus zuverlässig, immer tadellos sauber gekleidet, von sanftem Benehmen. Als sie hörte, daß wir von Frankreich kamen, fragte sie uns über vieles in diesem Lande aus, das ihr als ein Paradies der Duldsamkeit erschien, und äußerte den Wunsch, später einmal dorthin zu reifen. Sie gab die Arbeit bei unsern Verwandten bald auf, weil sie sich zur Krankenpflegerin ausbilden und an die Front gehen wollte, eine Tätigkeit, für die mir niemand geeigneter erschien als dieses ruhige, intelligente und geschickte Wesen.

Ich fragte meine Nichte, die Tochter eines amerikanischen Vaters und einer Ende des 19. Jahrhunderts als Kind aus Deutschland gekommenen, lutherisch frommen Mutter, wie sie die Negerfrage ansehe.

„Die Farbigen fühlten sich durchaus wohl in der untergeordneten Stellung, die ihnen als minderbegabte Rasse zusteht, und verlangten nichts anderes. Da wurde ihnen von radikal-linken Elementen der Floh ins Ohr gesetzt, Gleichberechtigung zu verlangen. Die Gleichberechtigung wird sie nicht glücklicher machen. Ich bin dagegen, sehe sie als eine Gefahr an. Da die Neger sich stärker fortpflanzen als die Weißen, würden sie dadurch zur Vorherrschaft kommen. Man soll sie anständig behandeln, aber sie in Ruhe lassen und sie nicht aufputschen zu etwas, was ihnen nicht zusteht.“

A. H.